



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 4. Februar 2024, 08.40 Uhr

Wenn Gebete ins Leere laufen – oder neue Räume öffnen  
„dass ich dich möchte fassen!“  
Von Christoph Störmer

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Die Weihnachtszeit endet am 2. Februar mit „Mariä Lichtmess“ oder auch der „Darstellung des Herrn“. Im Hintergrund steht ein Ritus, den die Bibel im Buch Levitikus beschreibt. Frauen galten nach der Geburt vierzig Tage als unrein. Man könnte ja auch sagen: besonders schutzbedürftig. Mütter, die ihren erstgeborenen Sohn dann in den Tempel brachten, „stellten ihn dar“. Der Erstgeborene galt fortan als Eigentum bzw. Sohn Gottes. Einen Nachhall findet diese Idee, dass Kinder nicht den Eltern gehören, sondern auf eine andere Stimme hören, in den Worten des libanesischen Dichters Khalil Gibran: „Deine Kinder sind nicht deine Kinder, sondern die Kinder der Sehnsucht des Lebens nach sich selbst.“ In jedem Menschen findet sich von Anfang an so etwas wie ein göttlicher Überschuss.

Doch vierzig Tage Weihnachten? Was soll das? 40 Tage Krippenlieder singen? Warum eigentlich nicht! Für Eltern hört das Singen mit ihren Kindern nach 40 Tagen hoffentlich nicht auf, und auch für Erwachsene kann es wichtig sein. Dazu später mehr.

Eine Geburt bringt große Veränderung. Plötzlich bestimmen nicht die Alten, sondern das Neugeborene gibt den Ton an. An Weihnachten geschieht das mit einem Paukenschlag, der „allem Volk widerfahren wird: Euch ist heute der Heiland geboren!“

Wer diesen Heiland bei sich aufnimmt, betritt gleichsam heilendes Land. Und wird, um einen Gedanken Hannah Arendts zu gebrauchen, vom Sterblichen zum Geburtlichen. Zu einem, der befähigt ist zu Initiative und Neubeginn.

Doch was folgt daraus, dass Gott sich mit dieser Geburt menschlicher Fürsorge und Willkür ausliefert? Ein bis dahin jenseitig gedachter, allmächtiger, ungreifbarer Gott wird, wie wir, angreifbar und verletzlich, angewiesen auf andere. Das ist staunenswert und - bestürzend.

Paul Gerhardt, der Theologe und Dichter, der die Schrecken des 30jährigen Krieges erlitten hatte, versucht im Lied „Ich steh an deiner Krippen hier“ diesen Umsturz im Gottesbild zu verarbeiten:

*„Ich sehe dich mit Freuden an / und kann mich nicht satt sehen; /  
und weil ich nun nichts weiter kann, / bleib ich anbetend stehen. /  
O dass mein Sinn ein Abgrund wär / und meine Seel ein weites Meer, /  
dass ich dich möchte fassen.“*

Doch es ist nicht zu fassen: Ein Gott, der als Kind zur Welt kommt und selber nicht zu retten ist, soll uns retten? Von Maria, der Mutter Jesu, heißt es, dass sie all die wunderbaren Worte und Begebenheiten rund um die Geburt „in ihrem Herzen bewahrte und bewegte“. Das geschah seit Heiligabend auch in den Kirchen.

Einprägen wollten sich dabei nicht nur Worte. Paul Gerhardt beschreibt in der letzten Strophe seines Krippenliedes so etwas wie einen Inkubations- und Inkorporationsvorgang. Er tut nichts weniger als die Einwohnung und Bergung Gottes im Menschen zu beschwören:

*„Eins aber, hoff ich, wirst du mir, / mein Heiland, nicht versagen: /  
dass ich dich möge für und für / in, bei und an mir tragen. /  
So lass mich doch dein Kripplein sein; / komm, komm und lege bei mir ein /  
dich und all deine Freuden.“*

Imprägniert, also im Wortsinn selber schwanger geworden mit dieser göttlichen Präsenz in uns, treten Christenmenschen mit dem heutigen Sonntag in einen weiteren Wahrnehmungshorizont: In zehn Tagen beginnt die wiederum 40tägige Passionszeit. Und damit steht das Bestürzende der christlichen Botschaft vor Augen: Vom Anfang im Futtertrog, der Krippe, geht der Blick zum Ende am Kreuz.

Abermals wird der Glaube an einen allmächtigen Gott erschüttert. Mit dem lauten Todesschrei der Gottverlassenheit am Kreuz (Mk. 15) müsste jede Rede vom allmächtigen Gott verstummen.

Doch das tut sie nicht. Ungebrochen wird in den Gottesdiensten im Credo jeden Sonntag gesprochen: Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen. Wie kann das sein? Und was soll die oft lange Aufreihung von Fürbitten, die oft so formuliert sind, als ob Gott eingreifen könnte ins Weltgeschehen? Und tut es doch nicht! Wäre Schweigen da nicht besser? Oder Schreien angemessener, wie es etwa der Prophet Jesaja (64,1) macht: „Ach dass du den Himmel zerrissest und führest herab!“

Ich plädiere für mehr Ehrlichkeit im Reden über und mit Gott. Und zugleich für mehr Respekt. Früher sagte man: Ehrfurcht. Die hebräische Bibel spricht den Gottesnamen „Jahwe“ nicht aus, umkleidet ihn, spricht von „Adonai“ oder „HaShem“, also dem „Namen“, hinter dem sich ein Geheimnis verbirgt. Das entspricht der ersten Bitte Jesu im Vaterunser: dass Gottes Name geheiligt werde. HaShem heilt nicht einfach unsere Wunden, sondern ist selber eine Wunde. Daran erinnert jedes Kruzifix. Wer sich im Gottesdienst zum „Allmächtigen“ bekennt, sollte im gleichen Atemzug sprechen: „Ich glaube an Gott, den Ohnmächtigen, den Ausgelieferten, den Geschändeten, den Hingeschlachteten, von Golgatha bis zur Shoa“.

„O große Not, Gott selbst ist tot!“ hieß es in einem Gesangbuchvers. Weil diese Formulierung aus dem 17. Jahrhundert anscheinend zu verstörend war, steht heute im Evangelischen Gesangbuch: „O große Not, Gotts Sohn liegt tot.“

Ich halte das für eine Verharmlosung. Gerade angesichts der klaffenden Wunden, die täglich neu gerissen werden und sich auftun in den Kriegen und Krisen unserer Tage, und die wahrhaft zum Himmel schreien. Ich suche nach einer neuen Sprache, die weiß um die Ohnmacht Gottes in dieser Welt und anknüpft an biblische Sprechversuche. Etwa beim Propheten Jesaja (Kapitel 63): Der kleidet Gott in das Bild eines Knechtes, der geschlagen, gemartert und geschlachtet wird - wie ein Lamm. Der „weggerissen wird aus dem Lande der Lebenden“, den man verachtet und dessen „Geschick“ keinen kümmert. Den Propheten schaudert es, doch er schaut noch einmal hin auf diese klaffende Gotteswunde und entdeckt darin - heilende Kraft.

*„Weil seine Seele sich abgemüht hat, wird er das Licht schauen und die Fülle haben.“*

Wie das? Wo doch durch Gott selber ein Riss geht, und wir eine offene Wunde sehen? Ich höre dabei nicht nur die oft zitierten Worte Leonard Cohens „There is a crack in everything, that's how the light gets in“ – Da geht ein Riss, ein Bruch durch alles – doch durch den bricht das Licht herein.“ Ich habe auch die Worte des deutschen Schriftstellers Botho Strauß im Ohr:

*„Gott ist von allem, was wir sind, wir ewig Anfangende, der verletzte Schluss, das offene Ende, durch das wir denken und atmen können.“*

Also beginne ich noch einmal, beim Atmen. Es ist ja der Atem, der unsere ersten Laute und Seufzer nach draußen trägt. „Ach je“, „Ach Gott“, so rufen sich viele aufgeschreckt und erschrocken in einen offenen Raum – hin zu einem Gott, den man vermisst. „Ach je!“ – in diesem archaischen, unartikulierten, fast röchelnden Laut klingt für mich der geheime Gottesname „Jahwe“ an. „Achje“ – ein verdrehtes „Jahwe“? In diesem hebräischen Wort verbirgt, entbirgt sich das Verb *haja*, was „leben“ bedeutet. Wir kennen es aus dem Namen Eva, auf Deutsch etwa: Mutter des Lebens. In jedem „Ach je“ findet sich also ein Ruf nach Leben, ja, er trägt das Belebende bereits in sich. Achje – womöglich darin auch angelegt eine Richtung: Fragt das „Ach je“ nach Jesus? Dessen Namen wiederum bedeutet: Gott hilft.

So könnte eine religiöse Alphabetisierung beginnen. Sie wäre abgelauscht den Lauten, die uns in Momenten des Schreckens, aber auch des Entzückens und der Erleichterung, unbewusst, unbedacht, über die Lippen kommen: O Gott, wie schrecklich! Oder: O Gott, ist das schön! Oder: Gott sein Dank!

Ich wünschte, wir scheuten weder Anmut noch Mühe, weder Leidenschaft noch Verstand, um neu und weiter zu buchstabieren, was in solchen Momenten raus will, um Worte ringt und über unser kleines Ich hinausweist. Es würde uns menschlicher, mehr noch: göttlicher machen. Indem wir in uns gehen – und dabei tief einatmen, und indem wir aus uns herauskommen – und dabei kraftvoll ausatmen, gern mit Stimme und Klang, sind wir bereits auf einer heilsamen Spur. Womöglich Gottesspur. In einem der fünf Mosesbücher (4.Mose 27,4) heißt es, Gott sei der lebendige Atem in allem Fleisch. Und dieser Atem – im Hebräischen steht hier das Wort *ruach*, was auch Geist bedeutet – kann uns das Beten lehren. Ja, der Geist, der Gottesatem, betet schon in uns. Paulus bekennt in seinem Schreiben an die Gemeinde in Rom (Römer 8,26):

*„Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt, aber der Geist selbst tritt für uns ein mit unaussprechlichem Seufzen. Der Geist hilft unsrer Schwachheit auf.“*

Ich finde das tröstlich: Selbst der so sprachmächtige Apostel und unermüdliche Missionar der ersten christlichen Gemeinden kommt ins Stottern, wenn es ums Beten geht.

Und wie sieht es heute aus, wo der Glaube an einen Gott schwindet und die Bibel als Buch der Bücher weitgehend unbekannt ist? Vielleicht öffnen sich da, wo nichts mehr ist, neue Türen?

„Ins Innere hinaus“ heißt eines der Bücher von Christian Lehnert. Der 1969 in Dresden Geborene wuchs in der DDR auf, ohne jede kirchliche Sozialisation. Umso spannender lesen sich seine Annäherungsversuche:

*„Der Gott, den es nicht gibt, in mir ein dunkler Riss,  
ist meiner Seele nah, sooft ich ihn vermiss.“*

In dieses Vermisste hinein sprach auch Paul Celan, der in Czernowitz, der heutigen Ukraine, geborene Schriftsteller, dessen Eltern im Konzentrationslager starben. In einem Gedicht mit dem Titel „Psalm“ heißt es:

*„Gelobt seist du, Niemand.  
Dir zulieb wollen  
wir blühn.  
Dir  
entgegen.“*

Das sind verstörende Worte. Blühn dem zuliebe, der ein Niemand ist? Man kann sich fragen, ob solche Worte ins Leere, ins Nichts laufen - oder neue Wahrnehmungsräume öffnen. Gott als Niemand anzusprechen, wahrt Diskretion. Ist aber auch eine Provokation. Und: es hält die Leere aus, ja, es adressiert sie: ein Nicht, oder auch ein Noch-Nicht - oder ein Noch-Nicht-Erkanntes und -Erschienenes? Wendet sich mit Blühkraft, also mit Liebe dem fremden „Ganz Anderen“ zu. Eine Haltung also, die dem ähnelt, was der jüdische Philosoph Levinas so formuliert:

*„Einem Menschen begegnen, heißt von einem Geheimnis wachgehalten zu werden.“*

Ich nehme einen weiteren Anlauf, den Möglichkeitssinn für einen anwesend-abwesenden Gott zu schärfen. Gott throne auf den Lobgesängen Israels, heißt es im Psalm. Heißt das nicht im Umkehrschluss, dass dieser Thron implodiert und fällt, sobald die Gesänge des Gotteslobes verstummen? Es erfordert Chuzpe, Entschlossenheit und Mut, einen Gott, der nicht hilft, sondern einen verlässt, mit einem trotzigem Dennoch singend an den Himmel zu malen. Genau das tut der 22. Psalm, den Jesus womöglich in der Sterbeminute auf den Lippen hatte mit dem verzweifelten Ruf „Warum hast du mich verlassen?“

Gott singend an den Himmel projizieren - genau das tut auch Maria im berühmten Magnifikat (Lukas 1): „Meine Seele erhebt den HERRN“, so übersetzte Martin Luther. Ist das nicht wunderbar: die menschliche Seele als starke Kraft und Verbündete! Und: die Seele eine Hebebühne für Gott! „Magnificat anima mea Dominum – Meine Seele macht Gott groß.“

Wie oft wurden diese Worte Marias vertont! Vielleicht, weil sie erst gemeinsam gesungen ihre Wirkmacht entfalten? Maria, die sich selbst als vormals Erniedrigte beschreibt, hebt Gott laut ins Bewusstsein und erhebt sich damit selber aus dem Staub, wächst über sich hinaus.

Wie könnte uns das heute gelingen? In einer Zeit, wo viele sich klein und dünne machen, sich mal resigniert, mal verbittert oder übel gelaunt zurückziehen, und keinem Gott und keinem Menschen mehr über den Weg trauen - auch sich selbst nichts mehr zutrauen?

Ich habe in jüngerer Zeit viel von Martin Schleske gelernt, einem Geigenbaumeister und Physiker aus Landsberg am Lech. Er beschreibt in seinen Büchern, welche Zeit, Sorgfalt und Hingabe seine Arbeit erfordert, vom Baum bis zu einem klingenden Instrument. Und auch, wie vielversprechend das ist! Und wie sehr wir dazu bestimmt sind, solchem Instrument zu gleichen! Zunächst konstatiert Schleske ganz nüchtern:

*„Die Krux unseres kraftlosen Glaubens ist, dass wir noch immer nicht aufgehört haben, auf eine unreife Weise an die Allmacht Gottes zu glauben. ... Als ein blutender Protest gegen die Verkitschung Gottes und des Lebens steht im Zentrum des Glaubens an Christus der sterbende Gottessohn, und jeder wird spüren, dass ein kreuzloser Glaube letztlich nahe der Realitätsverweigerung wäre. ... Der zynische Glaube an eine über alles hinwegherrschende Gottesmacht ist ein frommer Frevel: Es ist ein Glaube, mit dem wir es uns allzu einfach machen, unserer Berufung zu entweichen. ... “*

Unsere Berufung sei es, zu horchen und mitzuschwingen mit einem Gott, der unsere Begabung zum Lieben wecken will – wie ein Kind es kann.

*„Wenn die Bogenkraft die Saiten einer Geige in Schwingungen versetzt, dann erfüllt sich in eben diesem Augenblick, wozu das Instrument erschaffen ist: es beginnt zu klingen. So ist es auch mit der Kraft, die das Neue Testament „charis“ nennt, die Gnade. Sie ist die wirksame Gotteskraft, die das Leben zum Klingen bringt. ... Charis ist ein Zustand, der zunehmen kann, dessen Wirksamkeit man aber auch verlassen und verlieren kann.“*

Es liegt also an jedem einzelnen, wie gottlos oder gotthaltig die Welt ist. Man kann verstimmt durchs Leben laufen, andere mit schrillen Tönen niederbrüllen, oder verstummen. Doch wir verlieren uns, so sagt es Martin Schleske, wenn wir uns nicht stimmen lassen. Wir verfehlen uns, wenn wir nichts tun für das je eigene Charisma, um dieses einzubringen ins Zusammenspiel mit anderen und Gott. Und hier kommt das Gebet ins Spiel:

*„Wenn ein Instrument verstimmt ist, klingt es nicht besser, wenn man umso angestrongter spielt. Wenn Sorgen uns verstimmt haben, sollen wir uns nicht noch mehr anstrengen, sondern uns stimmen lassen. Das Stimmen ist durch nichts zu ersetzen. Wir gehen in den inneren Raum, wo unser Geist Gemeinschaft mit dem Geist Gottes hat. Es ist das innere Heiligtum, wo wir erinnert, ermutigt, ermahnt, getröstet und gelehrt werden. ... Beten heißt, gestimmt werden. Unser Blick wird auf das Gottmögliche gerichtet, das wir in Anspruch nehmen dürfen.“*

Doch wie geht das konkret? Während meiner täglichen Morgenrunde an der Elbe singe ich laufend, laufe ich singend das Vaterunser, die Calypso-Variante.

Bevor ich es im Gottesdienst mit der Gemeinde anstimme, bete ich: „Damit dein Traum in uns träume, dein Wunsch in uns wünsche, dein Reich, dein Reichtum in uns geweckt werde, dein Wille geschehe, auch durch uns, darum stimmen wir ein in die alten Worte: Vater unser ...

Und vor dem Einschlafen lasse ich gern los, sprechend:

Atme mich in dieser Nacht,  
lass mich schöpfen aus deiner Kraft,  
und erwachen - erneut zum Leben,  
mir und anderen zum Segen.

Ich merke: Solche persönlichen Rituale öffentlich zu machen, ist etwas peinlich. Mir fällt dazu Jon Fosse ein. Der Literaturnobelpreisträger erwähnt in seiner Dankesrede ein Interview, in dem er gesagt hatte, Dichten sei eine Art Gebet für ihn. Zunächst habe er sich gründlich geschämt dafür. Doch dann bekennt der Norweger:

*„Schreiben ist für mich Zuhören: ... Ich lausche mich voran. ... Da ist ein anderer in mir. Als Schriftsteller bin ich derjenige, der ihm zuhört.“*

Zum Schluss dieser Sendung, wenige Tage nach dem nationalen Gedenktag für die Nazi-Opfer, will ich mich verneigen vor Etty Hillesum. 80 Jahre nach ihrer Ermordung in Auschwitz am 30. November 1943, kam ihr posthum gefundenes Tagebuch in einer erweiterten Ausgabe neu in den Buchhandel. Die damals knapp 30jährige Autorin hinterlässt darin ein „Sonntagmorgengebet“, das ich oft in Gottesdiensten gesprochen habe:

*„Es sind bange Zeiten, mein Gott. ... Ich muss dir eines versprechen, Gott ... Ich werde dir helfen, dass du in mir nicht schwindest ... Aber dieses eine wird mir ständig deutlicher: dass nicht du uns helfen kannst, sondern dass wir dir helfen müssen und durch dieses Letztere uns selber helfen. Es ist das Einzige, worauf es ankommt: ein Stück von dir in uns selbst zu retten, Gott. Und vielleicht können wir auch daran mitwirken, dich in den heimgesuchten Herzen anderer aufzugraben“.*

\* \* \*

Zum Autor:

Christoph Störmer, Christoph Störmer, Theologe und Diplom-Pädagoge; von 2002 bis 2015 Hauptpastor an Hamburgs ältester Hauptkirche St. Petri

Literaturhinweis:

Christoph Störmer:

Aus dem Berg der Verzweiflung einen Stein der Hoffnung schlagen: Von Heimsuchungen und Zeitenwenden, Lutherische Verlagsgesellschaft 2023